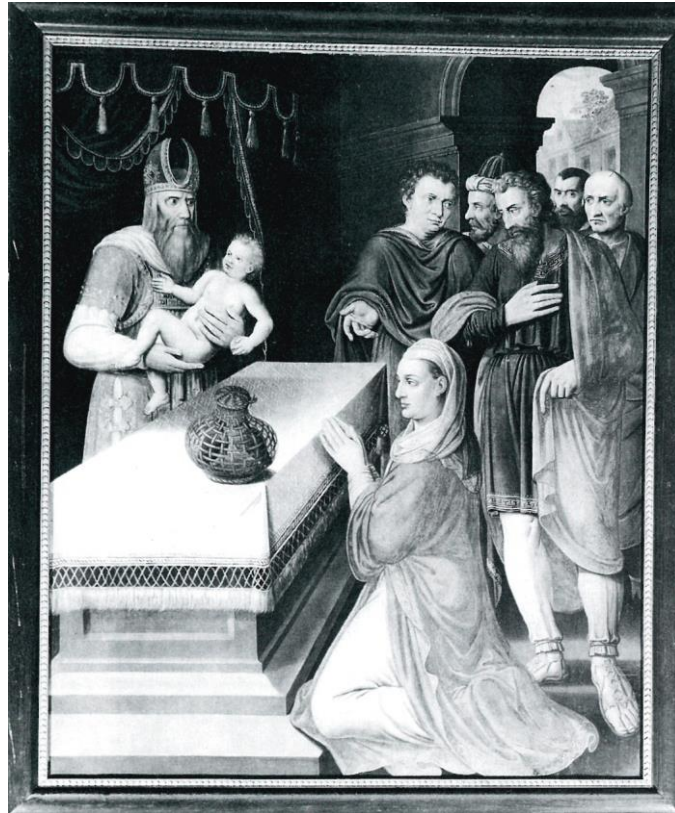


Predigt zum 2. Februar 2019 in der Kreuzkirche in Dresden

Darstellung des Herrn / Mariäe Reinigung / Lichtmess



Darstellung im Tempel, Epitaphbild Hutter von Nicolaus von der Perre um 1570 in der Thomaskirche Leipzig

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde,

es ist wunderbar, dass wir heute den Feiertag der Darstellung Jesu im Tempel bzw. Mariäe Lichtmess feiern. 40 Tage nach der Geburt Jesu, am 2. Februar, endet in unseren Kirchen die Weihnachtliche Festzeit. Was hat es auf sich mit diesem Feiertag, was heißt Darstellung des Herrn? Immer wenn es in der Bibel um die Zahl 40 geht, geht es um etwas Besonderes, um etwas, was vorüber ist bzw. neu beginnt. 40 Tage nach der Geburt eines jüdischen Jungen war es zur Zeit Jesu üblich, dass die Mutter dem Priester im Jerusalemer Tempel ein Schaf oder eine Taube übergab – als sog. „Reinigungsopfer“. Zudem galt der Erstgeborene als Eigentum Gottes und so hat man

auch ihn in den Tempel gebracht, um ihn durch ein Geldopfer auszulösen. Je nach dem heißt der zweite Februar dann auch „Fest der Reinigung Mariens“ oder „Tag der Darstellung des Herrn“.

Beiden religiösen Verpflichtungen kommen auch die Eltern Jesu nach. Davon haben wir eben im 2. Kapitel des Lukasevangeliums gehört. Wir haben in Leipzig in der Thomaskirche ein Epitaphbild aus dem 16. Jahrhundert, das beide Ereignisse miteinander verknüpft. Ich habe es als kleinen Gruß zu diesem besonderen Feiertag mitgebracht. Sie finden es vorne auf Ihrem Programm. Deutlich ist der Korb mit den Tauben für das Reinigungsoffer auf dem Altar zu sehen und auch, wie das Kind Jesus dem Priester gezeigt wird. Lukas erzählt, dass dort dann auch noch ein alter Mann das Kind auf die Arme nimmt. Der alte Simeon. Ihm war von Gott versprochen worden, das Kommen des Erlösers noch zu erleben. Das geschieht

in diesem Moment. Seinen Lobgesang: „*Herr, nun lässest Du deinen Diener in Frieden fahren*“ haben wir in Martin Luthers wunderbarer Vertonung eben als Gemeinde gesungen und haben uns so mit Simeons Worten verbunden. Vielleicht können wir es auch mit seiner Sicht auf diesen wohl wichtigsten Moment seines Lebens tun?

Simeon, der alte Mann aus dem Jerusalemer Tempel, er hat lange warten müssen. Aber er hat die Hoffnung nie aufgegeben, diesen Moment noch zu erleben. Darauf hat er sein Leben ausgerichtet und hat daran festgehalten trotz allem, was augenscheinlich dagegen zu sprechen schien. Er wird sich manchen Spott eingetragen haben und manchen klugen Rat, seine Zeit vielleicht mit anderen Dingen zu füllen als ausgerechnet mit so etwas Unwahrscheinlichem zu rechnen wie der Erlösung dieser Welt. Die Spötter, sie sehen in der Regel nur das, was sie selbst zu sehen

und zu denken vermögen und halten das für das, was ist und was es gibt und wie es anders daher nicht sein kann. Simeon lässt sich von dieser Haltung nicht versklaven. Versklaven? Ja! Denn wie haben wir es eben im Hebräerbrief gehört von diesem Kind, das *„die Erlöste, die durch Furcht vor dem Tod im ganzen Leben Knechte sein mussten“*. Nein, Simeon lässt sich nicht beirren, geht nicht denen auf den Leim, die das Wunder gern einsperren und kleinhalten wollen.

Diese Haltung bringt den alten Simeon in die Nähe der jungen Frau Maria. Es ist kein Zufall, dass Lukas die beiden einander im Tempel begegnen lässt und ihre Lebensgeschichten dort sozusagen miteinander verwoben werden. So auch auf diesem wunderbaren Epitaphbild in St. Thomas. Auch Maria hat ihre Aufgabe voller Vertrauen angenommen: Ja, Gottes Sohn soll in mir heranwachsen. Sein Wort soll in mir wachsen und heranreifen und zur Welt kommen!

Eigentlich etwas, wozu jeder von uns Ja sagen könnte... Maria aber war die, die wie keine andere Frau und kein anderer Mann jemals so hat „Ja“ sagen können dazu. *„Mir geschehe, wie Du gesagt hast“*, punktum, keine Diskussion, keine Debatten, kein „Ja aber“, eine tolle Frau.

Und auch ein toller Mann! Der alte Simeon und die junge Maria. Zwei Menschen, die eigentlich gar nicht verschiedener sein könnten. Der alte Mann am Ende seines Lebens und die junge Frau, die Leben zur Welt bringt. In einem aber gleichen sie sich wie Zwillinge: in ihrem Vertrauen und ihrer Hoffnung, dass dieses Kind, das sich in ihrer Mitte befindet, das Heil für alle Welt bringen wird. Dass es ihr zum Licht wird, dass es die Niedrigen erheben wird aus dem Staub des Lebens, dass es den Hochmütigen ihre Grenzen aufzeigen und die Barmherzigkeit unter den Menschen groß machen wird. Von dieser Verheißung und auf sie hin zu leben,

sich an ihr auszurichten und nicht an dem, was offenbar so klar dagegen spricht: dass auf dieser Welt eben nicht die Barmherzigkeit regiert und die Hochmütigen keine Grenzen mehr kennen und immer noch hochmütiger werden – dafür stehen Simeon und Maria. Zwei Menschen, stellvertretend für alle diejenigen, die sich zu dieser Hoffnung hingezogen wissen. Die jetzt schon davon leben gegen allen Widerspruch. Sie stellen dieses Kind im Tempel in die Mitte ihres Lebens so wie dieses alte Epithaphbild es tut. Und damit das, was dieses Kind in die Welt bringt.

Vielleicht kann man sogar sagen: Diese beiden, der alte Mann und die junge Frau, sie nehmen in gewisser Weise das vorweg, was der erwachsene Jesus im Johannesevangelium von sich sagt – und diese eine Vers aus Johannes Kapitel 8 ist der eigentliche Predigttext. Jesus Christus spricht: „*Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in*

der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

Gesagt hat er diesen Satz in einem Zusammenhang, der sehr genau auf das weist, wohin es führt, wenn Menschen sich den Blick auf das Eigentliche verfinstern lassen durch ihre eigene Kursichtigkeit und ihr verkürztes, verzogenes Bild von dem, was ist und sein kann – und somit auch nur, was sein darf. Jesus sagt ihn nämlich direkt nach der durch ihn verhinderten Steinigung der Ehebrecherin. Da waren die, die meinen, die Welt besser zu machen nicht durch Tilgung *des* Bösen sondern *der* Bösen, noch gar nicht weit weg. Jesus aber entlarvt sie, wie sehr sie hier im Dunkel umherirren. Ja, wie sie *irren*, vor allem über sich selbst. Über das, wozu sie selbst fähig wären: „*Wer von Euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.*“ Ehrlich gesagt: Fast kommen mir die Männer im Tempel auf dem Bild so vor wie die, die

dann später im Johannesevangelium den Stein in die Hand nehmen. Wie unverständig sie auf Maria blicken! Manchen steht der Vorwurf ins Gesicht geschrieben: He, was ist das eigentlich für eine – aber das ist nur so ein Gedanke, der mir zwischen diesen beiden Geschichten kommt...

Aber zurück zu: „*Wer von Euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein*“ – dieses Wort Jesu löst die ganze hasserfüllte Szene der Steinigung auf. Da drehen schon einige die Steine in der Hand – und Jesus malt mit dem Finger in den Sand. Ein Finger gegen 20-30 Fäuste, was ist das schon? Aber genau damit zeigt er allen Herumstehenden wie nebenbei darauf hin, was sie eigentlich sind: Geschöpfe. Staub, der seinen Atem allein Gott verdankt und nichts, nichts an Lebenskraft sich selbst. Wenn wir daher einander dafür verurteilen, dass wir so sind, wie wir sind: von Staub genommen, fehlerhaft, widersprüchlich und

zuweilen alles andere als gemeinschaftsförderlich - dann sind wir schon längst Opfer der Finsternis geworden. Im Licht zu leben heißt –und Jesus lehrt das immer und immer wieder - es heißt viel mehr, die Sünder *aufzurichten*. Menschen zu *heilen*. Sie wieder auf die Beine zu stellen. Sie zurückzuholen in die Gemeinschaft, *obwohl* sie so sind, wie sie sind. Nicht weil sie gut sind! Es heißt: Niemanden aufzugeben.

Dieses Licht hat Jesus in die Finsternis dieser Welt gebracht. Sein unbeirrbares Beharren auf diesem einen und einzigen Grundsatz der Seligkeit: „*Du sollst Gott lieben und Deinen Nächsten wie dich selbst*“. Das hat Jesus immer wieder denen gesagt, die ihn gefragt haben, wie sie denn selig werden könnten. Zu lieben: Gott und den Menschen. Dieser Grundsatz verbietet schlicht all das und verweist es ins Reich der Finsternis: den Hass, den Menschen über andere ausschütten, Worte, die sie wie Steine werfen um

zuerst zu verletzen und dann zu töten. Wer „Absaufen, absaufen“ grölt, stellt sich allem entgegen, was christlichem Glauben heilig ist, er könnte auch gleich „Kreuzige, kreuzige“ rufen. Als Christen wissen wir zum Glück, was Jesus selbst dieser Macht der Finsternis, diesen Todesmächten entgegensetzen gewusst hat. Die Liebe, die vor diesen Todeskräften keine Angst hat. Die weiß, sie sind überwindbar und sie werden überwunden. Dort, wo Menschen den Mund dagegen aufmachen. Wo sie schlicht die Bosheit und den Hass der rasenden Menge entlarven und benennen. Und wo Menschen sich aufmachen, um diesen Jesus zu bekennen, um ihn wie der alte Simeon in seine Arme zu schließen oder wie Maria ihn loszulassen aus allen nur menschlichen Bindungen und zu sagen: Dieses Leben – es sei Gott anvertraut. Das Licht der Welt ist Fleisch und Blut geworden in Jesus. Und es bleibt in Fleisch und Blut, wo wir Menschen aus Fleisch, Blut und Staub, die wir sind,

davon weitersagen und weitergeben so wie wir es eben können. Um diesen starken Geist der Liebe Jesu Christi – um dieses Licht der Welt – können wir immer nur wieder und wieder bitten. Dass er uns stärke, dass er uns vor Verbitterung und Enttäuschung bewahre. Und dass er uns zu Menschen mache wie Simeon und Maria, die eins so wunderbar konnten: Ihr eigenes und einzigartiges Gotteslob anstimmen. Mögen wir es jetzt für uns tun im Hören auf die Musik, möge es in uns wachsen und dann in dieser Woche auch aus uns heraus.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Britta Taddiken, Pfarrerin an der Thomaskirche,
taddiken@thomaskirche.org